

ROMAN

# WEIKE WANG DIE FERIE



Leseprobe



»Unfassbar komisch.«  
THE NEW YORKER

Aus dem Amerikanischen von  
ANDREA O'BRIEN

**k**

# **WEIKE WANG**

# **DIE FERIE**

Roman

*Aus dem Amerikanischen von  
Andrea O'Brien*

## TEIL 1

Keru hatte ihre Recherche im Winter begonnen. Sie hatte sich im Internet durch Seiten mit Ferienhäusern geklickt, empfohlen von Freunden, die ihre Sommer schon zigmal woanders verbracht hatten. Die Freunde kannten die Städtchen mit den saubersten Stränden am Cape, die kinderfreundlichsten Orte auf Nantucket und den Lieblingseisstand der Obamas auf Martha's Vineyard. Keru notierte sich die Tipps auf einem Block. Martha's Vineyard = Obamas = Eis. Die kinderfreundlichen Orte markierte sie vor allem, um sie zu meiden. In den fünf Jahren ihrer Ehe hatten sie und Nate immer wieder in Erwägung gezogen, ans Cape zu fahren, es aber in fünf Jahren nie getan. Man beschloss, dass es diesen Sommer endlich so weit sein sollte. Sie würden Manhattan den Rücken kehren und einen Monat in Fußnähe zum Atlantik verbringen, in einem klassischen New-England-Cottage mit Giebeln, Fensterläden und zwei Schlafzimmern. Zwei Schlafzimmer, damit ihre und seine Eltern sie besuchen konnten, nacheinander.

Man müsse realistisch bleiben, hatte Nate bis zur Abreise mehrmals angemerkt. Nur ein Jahr zuvor war noch Pandemie gewesen. Sie hatten kaum das Haus verlassen, geschweige denn die Eltern besucht. Und obgleich Nate das Leben in ihrer kleinen Blase bevorzugte, wusste er, dass man es sich darin

nicht zu gemütlich machen durfte. Wenig später fuhren sie in einem Mietwagen gen Norden. Der Kofferraum war vollgepackt mit Proviant, Kleidung und Reinigungsmitteln, auf der Rückbank hockte kerzengerade ihr riesiger vierjähriger Hirtenhund Mantou. Während die idealistische Vorstellung von einem gemeinsamen Urlaub mit den Eltern von Keru stammte, kam die Idee, einen Hirtenhund in einer Wohnung in der Stadt zu halten, von Nate. Mit Mantou erfüllte sich Nate einen Kindheitstraum. Ein ungefähr gleich großer Freund, in dessen dichtem Fell man sich mit den Händen festkrallen kann. Nate war in einem kleinen einstöckigen Haus mit dunklem Teppichboden aufgewachsen. Seine Mutter hatte zwei Ratten erlaubt, eine Menge Fische, eine Schlange, aber keine Hunde. »Diese reinrassigen Viecher sind teuer und spießig«, hatte sie gesagt. »Wozu Geld verschwenden, wenn's da draußen so viele Streuner gibt, die ein Zuhause brauchen?« So viele Streuner, von denen seine Mutter nie einen aufnahm.

Über Mantous Namen hatten sich Keru und Nate ordentlich in die Haare gekriegt.

»Mantou bedeutet auf Chinesisch Hefebrötchen«, hatte Keru erklärt, die als Kind mit ihren Eltern nach Amerika eingewandert war.

»Ich weiß, was es bedeutet«, erwiderte Nate. Weil er in Gesellschaft von Keru und ihren Eltern immer nur Bahnhof verstand, hatte er angefangen, Chinesischunterricht zu nehmen.

»Und was hast du dann gegen Mantou?«, fragte Keru.

Nate wies darauf hin, dass vor allem Yuppies ihre teuren Hunde nach stärkehaltigen Grundnahrungsmitteln benannten. Mantou stammte ebenfalls von einem angesehenen Züchter. Zwei Jahre hatten sie auf der Warteliste gestanden und für dieses Privileg eine nicht unwesentliche Anzahlung geleistet.

Es gab keine Obst- oder Gemüsesorte, die Keru gut genug schmeckte, um ihren Hund danach zu benennen. Und ganz sicher würde sie ihm keinen Menschennamen wie Stacey geben. Huajuan war noch im Gespräch, wie die extravagant gezwirbelten Dampfbrötchen. Nate kaute ein wenig auf dem Wort herum, und als Keru entgegen seiner eigenen Einschätzung meinte, er spreche es keinesfalls richtig aus, auch wenn sie ihm nicht erklären konnte, was genau der Unterschied zwischen ihrer und seiner Aussprache sein sollte, stimmte er schließlich zu: »Ja, in Ordnung, Mantou ist okay.«

Die erste Woche im Cottage blieben Keru und Nate unter sich. Zweimal am Tag gingen sie mit Mantou in der kleinen eingezäunten Ferienhaussiedlung Gassi, ansonsten bingten sie auf dem Sofa Serien über die Luxusvillen der Superreichen. Sie sprachen darüber, wie verrückt es wäre, sich in der Stadt ein Haus zu kaufen, eine Stadt, die sie beide liebten, aber auch mit vielen Problemen, wie zu hohe Lebenshaltungskosten, Wohnungsnot, ein ständiges, nie enden wollendes Chaos im öffentlichen Nahverkehr und eine hohe Anzahl an reichen Einwohnern, die aus dem Schwärmen gar nicht mehr rauskamen und die Stadt dafür feierten, wie günstig sie doch sei. Irgendwann rissen sich Nate und Keru aus ihrer Lethargie, kochten einfache Gerichte mit Hackbraten-Fix und tranken in rauen Mengen Gin. Wenn Mantou ein Spielzeug anschleppte, spielten sie mit ihr Tauziehen, bis die riesige Hündin müde war. Sie hatten zu willkürlichen Tageszeiten Sex, in verschiedenen Stellungen, unter gelegentlicher Zuhilfenahme von Kerus Reisevibrator, den sie, bevor die Eltern kamen, in einer Socke in den Tiefen ihres Koffers versteckte.

In Chatham gab es keinen Straßenlärm. Kein durch wimmelnde Menschenmassen verursachtes Chaos. Und so wurde

die Stille zum Gesprächsthema zwischen ihnen – war das fehlende Sirenengeheul ein Grund zur Besorgnis, ja waren denn alle hier mausetot, oder wie ließen die Anwohner hier Dampf ab, wenn nicht durch Hupen oder Brüllen?

Andere Gespräche drehten sich um die Frage, welche Eltern schwieriger seien. Jeder von ihnen plädierte nachdrücklich für die eigenen, sie machten ein Spiel daraus, das aber nur ihrer Anspannung geschuldet war, denn natürlich ging es keineswegs darum, jemanden zu verurteilen.

Sie hatten die Reihenfolge der Besuche strategisch festgelegt. Kerus Eltern waren geradezu obsessiv auf Sauberkeit und Sicherheit bedacht und hatten ihr Haus seit der Pandemie nie ohne doppelte Maske, Handschuhe und Pfefferspray verlassen. Waren sie zuvor vielleicht höchstens zweimal im Jahr in ein Restaurant gegangen, auf Kerus Drängen hin, denn so gehörte es sich ihrer Meinung nach für eine amerikanische Familie, würden sie dies, wie sie sagten, nun ganz sicher nie wieder tun. Essen bestellen würden sie auch nicht mehr, genauso wenig wie ein Flugzeug besteigen, es sei denn, sie müssten im Sterben liegende Verwandte besuchen oder die Gräber ihrer Eltern, und auch das würden sie nur tun, wenn China seine Grenzen wieder vollständig öffnete. Kerus Eltern lebten mitten im Bundesstaat Minnesota, den Keru nie als ihre Heimat betrachtet hatte, wenngleich sie dort auf die Highschool gegangen war. Um eine Übernachtung in einem Hotel zu vermeiden, wechselten sich ihre Eltern auf der Fahrt nach Chatham ab, Pausen legten sie ausschließlich an offiziellen Rastplätzen ein und aßen im Auto zubereitete Ramen-Nudeln. Sie würden als Erste zu Besuch kommen oder gar nicht. Nie im Leben würden sie in einem Bett übernachten, das bereits von einem anderen Paar benutzt worden war, selbst wenn sie dieses Paar kannten.

An ihrem letzten Abend zu zweit war Nate zum Weinladen um die Ecke gelaufen und hatte eine Flasche Roten zum Abendessen gekauft. Er wollte Keru die Möglichkeit geben, sich komplett zu besaufen, denn sobald ihre Eltern eintrafen, könnte sie keinen Tropfen anrühren, ohne von ihnen als Alkoholikerin bezeichnet zu werden. Als er zurückkam, stank es im ganzen Haus, wie erwartet, nach Chlorbleiche. Keru kratzte auf allen Vieren im Bad die Fugen aus und zupfte einzelne schwarze Fitzel vom Boden. Danach nahm sie sich die Küche vor und wischte Wasserflecken von den Geräten. Das Geschirr und Besteck, bereits am Abend zuvor gespült, lud sie ein zweites Mal in die Maschine und ließ sie auf höchster Stufe laufen.

»Erzähl ihnen bloß nicht, dass wir den Geschirrspüler benutzen«, sagte sie.

Diesen Fehler hatte Nate schon einmal begangen, im ersten Jahr ihrer Ehe, damals hatte er seinem Schwiegervater gegenüber scherzhaft erwähnt, dass er und Keru jeden Abend die Maschine laufen ließen, manchmal einfach nur so zum Spaß.

»Du kannst sie gern benutzen, Nate«, hatte sein Schwiegervater gesagt, im Ton eines Anklägers vor Gericht. »Aber Keru soll die Finger davonlassen. Wer eine Spülmaschine benutzt, hat vor dem Leben kapituliert. Niemand ist so beschäftigt, dass er keine zehn Minuten erübrigen kann, um seinen eigenen Dreck wegzumachen. Du bist vielleicht nicht fleißig genug, um Schwamm und Putzmittel zu benutzen, aber Keru schon. Deine Aufgabe ist es, sie zu ermutigen, das auch weiterhin zu tun.«

Nate wusste nicht, wie er reagieren soll. Sein Schwiegervater hatte ihn unverblümt zum Taugenichts erklärt und ihn im selben Atemzug dazu angehalten, Keru wie eine Putzfrau zu behandeln. Unter dem wachsamen Blick seines Schwieger-

vaters stieß er schließlich ein nervöses Lachen hervor. An jenem Tag hatte er begriffen, dass sein Schwiegervater im Gegensatz zu den Vätern all seiner Exfreundinnen nie sein Freund sein würde. Niemals würde er mit Nate draußen Bier trinken, weder beim Steaksgrillen noch beim Fliegenfischen oder nach einem verlorenen Cornhole-Spiel. Sie würden nicht miteinander Backgammon spielen oder einander mit trivialen Quizfragen aufziehen. Abgesehen von ihrer Sorge um Kerus Wohl würden sie keinerlei gemeinsame Interessen haben.

Während Keru schrubbte, erkundigte sich Nate, was sie essen wolle, bevor ihre Eltern mit Kühltaschen voller selbst gekochter Speisen anrückten und sich die Frage für die kommenden Tage erledigt hatte.

Sie habe keinen Hunger, erwiderte Keru, es sei noch so viel zu tun. Der Müll sei noch nicht ausgeleert, sie müsse die Bettwäsche noch mal waschen, alle Decken, alle Duschtücher, Handtücher, Geschirrtücher, die Fenster putzen, die Böden wischen, die Auffahrt fegen, sich mit der Fusselrolle entfuseln und danach einen letzten Kontrollgang machen.

Während seine Frau einige dieser Dinge erledigte, aß Nate einen Müsliriegel, mit der Hand unterm Kinn. Dann entkorkte er den Wein und stellte die Flasche auf eine Serviette auf dem Esstisch neben einen einzelnen Pappbecher. Er ging noch mal mit Mantou raus, über die ungefegte Auffahrt und den Kiesweg zur Sandpiste hinunter an einen kleinen Strand. Überall standen Schilder, HUNDE IMMER AN DIE LEINE, das »immer« war unterstrichen und fett gedruckt, aber da der Strand leer war, ließ Nate Mantou fünf Minuten lang von der Leine und sah ihr zu, wie sie Wellen jagte.

Direkt nach ihrem Eintreffen absolvierten Kerus Eltern einen zügigen Rundgang ums Grundstück. Sie machten Bemerk-

kungen über kleinere Makel wie die schmale Auffahrt und das Fehlen eines Gartenschlauchs zum Feuerlöschen, sollte das Haus in Flammen aufgehen. »Wieso sollte das Haus in Flammen aufgehen?«, fragte Keru, worauf ihre Mutter diverse Gründe auflistete. Blitzeinschlag, ein Waldbrand, der sich rasant ausbreitete, feindlich gesinnte Nachbarn, ein Leck in der Gasleitung, das sie entweder im Schlaf ersticken ließ oder eine Explosion verursachte. Keru kannte diese Art von Listen, sie führte selbst welche. Da ihre Miene aber anscheinend nicht entsetzt genug ausfiel, bohrte ihre Mutter ihr den Zeigefinger in die Stirn und stieß sie damit ein Stück zurück. Nates Anwesenheit blieb weitgehend unbeachtet. Kerus Eltern winkten ihm aus sicherer Entfernung zu und seine Stirn blieb unberührt. Das passte Nate ganz gut. Mantou sauste hinter Nates Rücken hervor auf die Eltern zu. Als sie an Kerus Vater hochspringen wollte, wich er zur Seite und sagte auf Chinesisch: »Erst waschen wir dir die Pfoten.« Nachdem Kerus Eltern die Gegend als keimfrei eingestuft hatten, entluden sie die Kühltaschen, betraten das Cottage und entledigten sich der Masken und Handschuhe. Während Kerus Mutter im Haus das Mittagessen vorbereitete, ging Kerus Vater mit einer Schüssel lauwarmem Wasser vor die Tür, um Mantou die Pfoten zu waschen, jede Zehe zwanzig Sekunden. Danach präsentierte er Keru und Nate, die versichert hatten, ein feuchtes Tuch wäre ausreichend und eine Waschschiüssel unnötig, die braune Brühe. Erst danach durfte Mantou wieder ins Haus. Nach dem Mittagessen, Gurkensalat und Schweinespießchen, nötigte Kerus Mutter ihre Tochter zum gemeinsamen Abwasch, und Kerus Vater nötigte Nate zu einem Gespräch über Brennstoffzellen.

Kerus Vater arbeitete als Chemiker in der Energieindustrie, Nate war Juniorprofessor auf dem Gebiet der Fruchtliegen-

forschung. Ausgehend von der Vermutung, dass es bei den Männern, beide Wissenschaftler, eine gewisse Themenüberschneidung geben würde, eröffnete Kerus Vater die Unterhaltung stets mit der Frage, ob es in der Biologie oder angewandten Biologie neue Studien gebe, die uns bei der gegenwärtigen Energiekrise helfen könnten, beim bevorstehenden Ende der fossilen Kraftstoffe und bei den irreversiblen Umweltschäden, die Milliarden von Verbrennungsmotoren anrichteten. Brennstoffzellen seien die Zukunft, sagte sein Schwiegervater dann gern, wobei er sanft mit der Faust auf irgendwas einschlug, wie beispielsweise seine andere Faust. Weder Nukleartechnik noch Elektrofahrzeuge, auch nicht Elon Musk, sondern Wasserstoff-Brennstoffzellen, die emissionsfrei elektrische Energie produzierten. Nate brummte und murmelte gelegentlich ein bisschen vor sich hin und sagte dann, wie schon etliche Male zuvor, dass ihm, so schlimm er das selbst auch finde, keine neuen Vorstöße zur Rettung der Zukunft bekannt seien, er untersuche Fliegen.

Zu Beginn ihrer Beziehung hatte Nate geglaubt, Kerus Vater spreche über Brennstoffzellen, um sich aufzuspielen, bis ihm schließlich der Verdacht gekommen war, dass Brennstoffzellen möglicherweise das einzige Thema waren, über das sein Schwiegervater in einigermaßen sicherem Englisch einen intellektuellen Monolog führen konnte. Sein Schwiegervater besaß einen Haufen Unternehmenspatente, Papierstapel mit Berechnungen voller griechischer Symbole, die Nate nicht verstand. Beim Thema Brennstoffzellen hatte Kerus Vater die Kontrolle, über die Unterhaltung und über das Bild, das er von sich vermittelte. Sollte Nates Verdacht zutreffen, läge es in seinem Interesse, ihm wie ein braver Schwiegersohn zuzuhören und weiterhin zu gestehen, dass er nichts über saubere Energiegewinnung wisse und deshalb

umso dankbarer sei, dass sein Schwiegervater sich um dieses Problem kümmere.

Als Nate diese Brennstoffzellenfixierung seiner Mutter gegenüber erwähnt hatte, sozusagen als kleinen Scherz, war sie nicht sonderlich amüsiert gewesen und hatte ihre Meinung anhand von Fragen geäußert: »Was willst du damit sagen, er redet nur darüber? Er kann über nichts anderes mit dir reden? Nicht mal übers Wetter oder über deine Arbeit? Warum erwartet er, dass du *ihn* besser kennenlernst, er *dich* aber nicht?«

Normalerweise rief Nates Mutter ihn übers Festnetz an, auf einem unbequemen Hocker in ihrer engen Küche, eine fleckige Schürze um die Hüfte gebunden, obwohl sie nicht kochte. Auch als Nate und Keru einander gerade kennengelernt hatten, war seine Mutter ihm mit Fragen gekommen: Was für Einwanderer sind sie denn, welche Art von Chinesen? Christen? Glauben sie an Gott? Sind sie auf legale Weise ins Land gekommen? Haben ihre Eltern die amerikanische Staatsbürgerschaft? Keru auch? Fühlen sie sich eher als Amerikaner oder als Chinesen? Sprechen sie in deiner Anwesenheit nur Chinesisch? Wissen sie, dass du kein Chinesisch verstehst? Hast du sie gefragt? Was soll daran beleidigend sein? Erkläre ihnen einfach ganz höflich, dass wir mit Keru nur Englisch sprechen werden und erwarten, dass sie auch mit uns nur Englisch spricht.

Die Fragen enttäuschten Nate, und er überlegte ernsthaft, das seiner Mutter zu sagen, aber er hatte keine Lust auf ihre Schwurbeleien, warum Fremdenfeindlichkeit keine Fremdenfeindlichkeit sei. So was wie, sie sei eben eine Löwenmutter und stelle diese Fragen doch nur zu seinem Wohl und um ihn (und sich) vor einer ausländischen Ehefrau zu schützen, die ihn womöglich nur ausnutzen wolle. Die Frage nach der Staatsbürgerschaft schien seine Mutter

besonders umzutreiben, und um ihr zu helfen, ihn weniger zu enttäuschen, beantwortete er diese eine Frage besonders ausführlich. Er erklärte ihr den Prozess in allen Einzelheiten. Um die US-Staatsbürgerschaft zu erhalten, hatten Keru und ihre Eltern ihre roten chinesischen Pässe abgegeben, und zwar bevor Keru das Teenageralter erreicht hatte. Sie hatten sich einer schriftlichen und mündlichen Prüfung unterzogen, den Treueschwur auf die Fahne geleistet, sich fest die Hände schütteln und gratulieren lassen, Sie befinden sich nun im Land der Freiheit, also das, was Ihre frühere Heimat nicht ist. Aber selbst wenn Keru keine Staatsbürgerschaft hätte, selbst wenn sie sich mit der Green Card oder mit einem Visum im Land aufhalten und ihre Ehe eine Einbürgerung beschleunigen würde, wäre ihm das egal, er würde Keru heiraten. Seine Mutter beteuerte, ihr sei das auch egal, solange Nate damit glücklich sei. Drei Monate später erkundigte sie sich erneut nach Kerus Staatsbürgerschaft, offenbar hatte sie Nates Schilderungen wieder vergessen. Sie versprach, sie sich diesmal aufzuschreiben, in allen Details, die ihr so egal waren.

Nates Eltern hatten direkt nach der Highschool geheiratet, in derselben Kirche wie ihre Eltern, in derselben Stadt, in der sie und ihre Eltern geboren worden waren, am Fuße der Blue Ridge Mountains. Seine Mutter hatte bis zu ihrer Schwangerschaft als Kellnerin gearbeitet, sein Vater einen kleinen Discounter geleitet. Als der pleiteging, zogen seine Eltern in eine andere Stadt mit einem etwas billigeren Discounter, der ebenfalls eine Leitung brauchte. Im Sommer und an den Wochenenden bestückte Nate die Regale, klebte Preisschilder auf Konservendosen mit Baked Beans und Gläser mit Mixed Pickles und orangefarbene Sonderangebotsschilder auf fast abgelaufenes Obstgebäck. Um Ladendiebstahl zu erschweren, hatten die Schilder einen besonders hartnäckigen Klebstoff. Ein

Dieb müsste zehn Minuten oder länger daran herumknibbeln, um die Ware vom Sticker zu befreien und damit den Laden verlassen zu können, ohne den Alarm auszulösen. Das Erfolgsgeheimnis des Einzelhandels, hatte sein Vater ihm erklärt, während sie die Angebotssticker um die alten Schilder herumklebten und diese dann einfach mit einem Filzstift durchkreuzten. Sein Vater arbeitete werktags von sechs bis achtzehn Uhr, an Thanksgiving und an Weihnachten, seine jährliche Personalfluktuationsrate lag bei 100 Prozent. Die jüngeren Generationen regten ihn auf, was er vor allem denjenigen lautstark klarmachte, die unnötig viel Zeit im Pausenraum verbrachten, statt die verdammten Ärmel hochzukrempeln und mit anzupacken. Als Nate auf der Highschool war, nahm ihn sein Vater beiseite und erklärte ihm, dass der Beruf des Filialleiters keine Zukunft habe und Nate einen anderen Beruf anstreben solle. Dabei erwähnte er den Sohn seiner Schwester, Nates Cousin, der im Nachbarstaat in einer Reifenfabrik arbeitete und auf bestem Weg war, zum Teamleiter Lagerlogistik aufzusteigen. Den Sohn seiner anderen Schwester erwähnte er ebenfalls, der war auf der Berufsschule und lernte Schweißer.

»Hast du Interesse an diesen Berufen?«, fragte er dann.

Nate antwortete, er sei offen für alles.

»Es ist wichtig, dass man was kann«, sagte sein Vater, und wenn Nate auch nickte, wusste er doch, dass sein Vater damit vor allem körperliche Fähigkeiten meinte. Kisten ausladen, schleppen, einladen. Handwerksarbeiten. Sport. Als Nate verkündete, er werde nicht länger für die Aufnahme ins Basketball-, Football- und Baseballteam seiner Schule trainieren, legte sich eine große, unausgesprochene Trauer über die restliche Familie. Sein großer Bruder Ethan hatte es wenigstens ins Wrestlingteam geschafft, aber Nate war zu einem schlaksigen, mageren Jungen herangewachsen. Beim Anblick seines

Spiegelbilds fühlte selbst er sich an einen Zahnstocher erinnert.

Als er einen Studienplatz plus Stipendium an der Yale University ergatterte – eine Überraschung für alle, denn niemand wusste, dass er sich überhaupt beworben hatte –, spendierte ihm seine Mutter im besten Laden der Stadt, bei Sears, seinen ersten echten Wintermantel, mit Kunstdaune. Er war eine Nummer zu groß, aber seine Mutter sagte, er wachse da schon noch rein, was jedoch nicht passierte. Im Senior Year in Yale lernte Nate auf einer Halloweenparty Keru kennen. Sie war in einem Rollkragenpulli mit Leopardmuster, Karojacke und Goldglanzhose aufgetaucht. Er mit einer Haifischflosse auf dem Rücken.

»Als was gehst du?«, hatte er sie gefragt.

»Als Unentschlossenheit«, sagte sie. »Oder Bad Dress Day. Wieso? Als was gehst du denn?«

Er deutete auf die alberne Weichschaumflosse und scharwenzelte dümmlich damit herum. »Errätst du's nicht? Weißer Hai.«

Sie musterte ihn scharf. Dann lachte sie, so richtig herzlich. Weil sie glaubte, sein Kostüm sei eine besonders geistreiche Anspielung auf die vielen reichen Weißen an dieser Ivy-League-Uni. So geistreich habe er gar nicht sein wollen, gab er zu. Er war ein bisschen verlegen. Sie lachte weiter.

Da es sich immer noch um eine Party handelte, war es ihm irgendwann egal, welche Vermutungen das lachende Mädchen über ihn anstellte. Er erzählte ihr nicht sofort, dass er ein armer weißer Junge aus irgendeinem Kaff war und der Erste in seiner Familie, der eine Uni von innen sah. Für Leute wie ihn gab es Akronyme, Selbsthilfegruppen und Mentoren. Die Bezeichnung *First Gen* hatte er zum ersten Mal als frisch ernannter Assistant Professor gehört, in einem frisch

ernannten Ausschuss, der an der Universität bessere Bedingungen für Studierende dieser Art schaffen sollte. Welche Bedürfnisse hatten sie? Welche Übergangsschwierigkeiten? Bis dahin hatte Nate nie näher über seine Bedürfnisse oder Übergangsschwierigkeiten nachgedacht, und wäre sein Bruder Ethan auch schon auf die Uni gegangen, hätte Nate dies auch jetzt nicht tun müssen. Aber Ethan hatte nun einmal die falschen Freunde gewählt, ein paar Autos geklaut und ein Semester im Jugendgefängnis verbracht. Nach seiner Freilassung hatte er die Highschool geschmissen und war erst gen Westen gefahren, dann gen Süden, dann zurück nach Westen, und hatte gearbeitet, wo es Arbeit gab. Wo genau Ethan sich gerade aufhielt, erfuhr Nate nur, wenn einer seiner sporadischen Briefe eintrudelte, in denen er von seiner neu entdeckten Liebe zu Jesus schwadronierte und Nate deshalb bat, ihm Geld zu schicken, damit er sich ganz seinem neuen, frommen Leben widmen könne, »am besten wickelst du ein paar Hundert-Dollar-Scheine in Seidenpapier und schickst sie an diese Adresse.« Als Nate seine Mutter mit diesen Briefen konfrontierte (er wusste, dass sie Ethan Geld schickte und ihm außerdem Nates Adresse in New Haven verraten hatte), entgegnete sie, er solle sich seine elitären Flausen ja nicht zu Kopf steigen lassen, schließlich seien er und Ethan aus demselben Holz, hätten dieselbe Liebe erfahren, dieselben Neigungen, und nur durch Gottes Willen sei Nate nun auf eine andere Bahn geraten, es hätte leicht anders kommen können.

Während seine Mutter nie sonderlich religiös gewesen und es ihr regelrecht verhasst war, an Ostern in die Kirche zu gehen, was sie deswegen auch unterließ, scheute sie nicht davor zurück, »Gottes Wille« einzusetzen, wenn ihr die Unterhaltung entglitt und sie nach einer Möglichkeit suchte, sie zu beenden. Seine Mutter wusste genau, dass er nicht mehr an Gott

glaubte. Eine Zeit lang hatte sie sich nach seinen Gründen erkundigt. Nichts Besonderes, hatte er aufrichtig geantwortet, es sei ihm nur zunehmend sinnlos erschienen. Seine Mutter sagte, sie verstehe nicht ganz, woraufhin Nate erklärte: »Mom, wenn man bedenkt, dass der Glaube als Rechtfertigung für so vieles missbraucht wurde und immer noch wird, erscheint er mir in erster Linie als Mittel zum Selbstzweck«, obwohl Nate im Glauben durchaus den Vorteil erkannte, dass er dem Leben Trost und Struktur geben konnte. Seine Mutter verstand es immer noch nicht, worauf Nate ihr erklärte, dass man mit dem Glauben irgendwann in einer Sackgasse landen würde, und auch wenn es Menschen gebe, die beispielsweise über die Pascal'sche Wette zum Glauben gefunden hätten, wolle er doch lieber ohne weitermachen und einfach versuchen, ein guter Mensch zu sein.

Das Gesicht seiner Mutter schien zu schrumpfen und in sich zusammenzufallen. »Sackgasse?«, murmelte sie. »Pascal? Wette?«

»Vergiss nicht, wo du herkommst«, sagte sie schließlich, und Nate erwiderte, das habe er nie und werde er nie, worauf sein Vater einwarf: »Oh doch, das hast du, und jetzt schau dir an, was du bei deiner Mutter angerichtet hast.« Die war, nachdem sie erkannt hatte, dass Nate keinen plausiblen Grund hatte, nicht an Gott zu glauben, in Tränen ausgebrochen.

Nate zog es daher vor, gar nicht erst über seinen Bruder oder diese Familiendynamik zu sprechen. Manchmal ließ er die anderen einfach in der Annahme, dass er aus einem wohlhabenden weißen Elternhaus stammte und Einzelkind war.

Keru hingegen war tatsächlich Einzelkind und allein auf die Halloweenparty gekommen, ganz spontan, um ihr Senior Year etwas runterzufahren.

»Manche sagen, sie hätten Angst vor mir«, sagte sie. »Buh!«, sagte sie, und er zuckte zusammen.

Er hatte Angst, aber da war auch eine gewisse Faszination. So mussten sich die ersten Wissenschaftler gefühlt haben, als sie zufällig die Elektrizität entdeckten.

Schon bald hatten sie sich ein freies Sofa ergattert, und als Nate Keru erzählte, dass er im nächsten Jahr auf der Graduiertenschule an niederen Organismen forschen werde, fischte Keru einen Bierdeckel vom zugemüllten Couchtisch und warf ihn in die Menge, ohne den Blick von Nate abzuwenden oder die Aktion zu kommentieren.

Er deutete mit dem Finger die Flugbahn des Wurfobjekts an. »Hast du gerade ...?«

»Was?«

Als sie einen weiteren Bierdeckel aus dem Haufen pflückte und ihn auf ihrem Knie hin und her rollte, zog er seinen Finger wieder ein und fragte sie, was sie nach ihrem Abschluss machen werde.

»Nicht Medizin«, sagte sie, während sie den Bierdeckel auf dem Knie rollte.

»Nicht Jura«, sagte sie, während sie den Bierdeckel wie ein Frisbee durch den Raum schleuderte.

»Nicht Wirtschaft«, sagte sie, während sie nach einem leeren Plastikbecher griff (es gab keine Bierdeckel mehr).

»Bleibt nur noch eine Möglichkeit«, sagte sie.

»Hm«, sagte er etwas abwesend, wie in Trance.

»Ich werde Beraterin«, sagte sie, und, nachdem er keine Reaktion zeigte, »schon mal gehört?«, und als da immer noch nichts zurückkam, »irgendwas mit achtzig Stunden pro Woche, Essen am Schreibtisch, super dringend und völlig sinnfrei, Beraterin eben.«

Ungefähr siebzig Prozent ihres Jahrgangs machten irgend-

was mit Beratung. Schon in der Orientierungswoche zu Semesterbeginn wurde man dazu animiert, sich bei einer der großen Firmen zu bewerben.

Als Nate sich endlich wieder berappelt hatte, nickte er und sagte: »Jawoll, Ma'am.« Seine Hand flog an seine errötete Wange. »Sorry. Du machst mich irgendwie nervös.«

Ihr Lächeln war aufrichtig, warm und verschmitzt, was sie als Nächstes tun würde, war vollkommen offen, Ohrfeige oder Umarmung.

Sie tat nichts davon, sondern beugte sich vor und gestand ihm, sie habe ein Geheimnis, das ihn noch nervöser machen werde. Er beugte sich ebenfalls vor und bat, sie möge es ihm verraten. Das Geheimnis lautete, dass sie rücksichtslos reich werden wolle. »Meine Familie hat keine Geschäftsbeziehungen oder Geld zu vererben. Deshalb bin ich fest entschlossen, mir selbst ein Leben aufzubauen, das die von meinen Eltern und mir erlittenen Strapazen der Einwanderung in dieses Land wieder wettmacht. Bist du bei mir, Weißer Hai?«

Er fragte sich, was sie mit »bist du bei mir« meinte. Wollte sie wissen, ob er verstand, was sie gesagt hatte, oder fragte sie ihn, ob er bereit sei, sich ihrer Mission anzuschließen? Kerus Zwinkerrate lag weit unter dem Durchschnitt normaler Menschen und noch weiter unter seinem. Nach dem Plastikbecher warf sie einen Druckbleistift. Nach dem Druckbleistift warf sie einen Spiralblock. Jemand rief: »Hey, was soll der Scheiß?«, aber die Party ging weiter, die Musik lief bis zum Ende des Abends, als Nate Keru fragte, ob er sie wiedersehen könne, worauf ihr Blick von ihm zum mittlerweile leeren Couchtisch wanderte und sie »Vielleicht« sagte.

Nate verstand genug Chinesisch, um einer Unterhaltung zu folgen, aber nicht genug, um dazu beizutragen. In seinem Hirn,

## **DANK**

Dank geht an meine Familie und Freunde. Ohne eure unablässige Unterstützung, Zuwendung und euer vorsichtiges Anstupsen würde es dieses Buch nicht geben. Ich danke Joy, Sarah und dem Team bei Riverhead für die Gespräche, die Anleitung und den unerschütterlichen Glauben an diesen Text. Michael, ich stimme dir zu, das Leben mit einer Schreibenden ist eine Herausforderung, deshalb danke (ich liebe dich), danke, dass du dich der Herausforderung gestellt und mich zum Weitermachen ermutigt hast.



## **ZWEI FREUNDE GRÜNDEN EINEN NACHHALTIGEN VERLAG**

Hi, wir sind Lars und Flo. Wir sind unser halbes Leben lang Freunde – und wir lieben Bücher! Kjona ist unser größtes gemeinsames Abenteuer und soll der Verlag sein, den wir uns als Leser schon lange gewünscht haben: nachhaltig, neugierig und unabhängig.

Ob originelle und emotional intensive Erzählstoffe oder augenöffnende gesellschaftliche Analysen – wir wollen mit Kjona Bücher in die Welt bringen, die uns und dich berühren und die die Kraft haben, etwas zu verändern.

Exklusiv, aber nicht elitär. Anspruchsvoll, aber nicht abgehoben. Und konsequent nachhaltig produziert.

Viel Spaß beim Stöbern auf

**[WWW.KJONA.ECO](http://WWW.KJONA.ECO)**

Aus Liebe zu Mensch und Umwelt gedruckt auf rückstandsfrei  
recyclebarem, alterungsbeständigem Papier.



## WWW.KJONA.ECO

1. Auflage 2025

Deutsche Erstausgabe

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2024 unter dem Titel  
*Rental House* bei Riverhead in New York.

© 2024 Weike Wang

© 2025 der deutschsprachigen Ausgabe: Kjona Verlag GmbH

GPSR-Kontakt: Kjona Verlag GmbH,

Zweibrückenstraße 3, 80331 München, [gpsr@kjona.eco](mailto:gpsr@kjona.eco)

Der Verlag behält sich eine Nutzung des Werkes für Text-  
und Data-Mining im Sinne des § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Korrektur: Tamara Al Oudat

Covergestaltung: Marion Blomeyer, Lowlypaper

Covermotiv: Donna Walker, *Until tomorrow II* ([donna-walker.com](http://donna-walker.com))

Foto im Nachsatz: Amanda Petersen

Innengestaltung und Satz: Herr K | Jan Kermes

Gesetzt aus der Crimson Pro und der Work Sans

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-910372-48-1